

4. Die Altparteien

"Altparteien" sind die CDU, die CSU, die SPD und in besonderer Weise die FDP. Sie haben – auch im Wechselspiel – die Bonner Republik geprägt. Alle Erfolge dieses Staates proklamierten sie für sich. Zwar zogen sie manchen Mißmut gegen Cliques- und Vetternwirtschaft auf sich, dennoch erhielten sie bei jeder Bundestagswahl ein erneutes Mandat. Diese Parteien gehören zur alten Bundesrepublik wie die Glocken zu einer Kirche. Teils schnell, teils zögerlich wurden nur sie nach 1945 zusammen mit den Kommunisten von den Alliierten zugelassen. Kritiker von rechts nennen sie deshalb auch "Lizenzparteien". Indem sie den von den Alliierten gewährten Startvorteil beklagen, trösten sich die Rechten über ihre eigenen Mißerfolge hinweg.

Innerhalb des klassischen Bonner Parteiensystems ist die Standardformation, daß die CDU/CSU mit Hilfe der FDP regiert. Nur 1957 bis 1961 verfügte die Union unter Konrad Adenauer über die absolute Mehrheit im Deutschen Bundestag. Sie hatte die FDP nicht gebraucht. Die weitestgehende Variation war die sozialliberale Koalition von 1969 bis 1982, der eine Große Koalition als Vorspiel vorausging. Die FDP als Partner sowohl der Union als auch der Sozialdemokraten reduzierte sich immer stärker auf ihre Funktion als Mehrheitsbeschaffer. Sie war das Produkt eines kombinierten Mehrheits- und Verhältniswahlsystems, bei dem die Resonanz für eine der Hauptparteien mit Hilfe der Zweitstimmen verstärkt werden konnte.

CDU/CSU und SPD waren jeweils Standbeine des Bonner Parteiensystems; die FDP meist das Spielbein. Daß die beiden Hauptparteien in der Berliner Republik überleben werden, vielleicht aber ihren Rangplatz einbüßen, ist zu erwarten. Bei der FDP ist das Überleben fraglich. 1994 und 1995 erahnte man im Osten Deutschlands den Klang des Sterbeglöckleins, aber 1996 gab es eine Blutzufuhr aus dem Westen. Die Beerdigung fand nicht statt. Für die Entwicklung des Berliner Parteiensystems und den Standort der jeweiligen Parteien wird das Schicksal der FDP wichtig sein. Verschwindet die liberale Partei, könnte es in Berlin instabilere Koalitionen geben als in Bonn. Große Koalitionen könnten das Land lustlos verwalten, wie man es zuvor in Stuttgart, Schwerin oder beim Berliner Senat beobachten konnte. Die Alternative könnten streit- und krisenanfällige rot-grüne Regierungen sein. Für eine schwarz-grüne Koalition dagegen ist die Zeit noch nicht reif. Hält sich die FDP aber, dann hat sie die Chance, auch in Berlin die

Vorherrschaft entweder der Union oder vielleicht sogar eines Tages der SPD zu stabilisieren.

Eines der beiden folgenden Szenarien war somit der Auftakt für die Entwicklung des Berliner Parteiensystems: Der Abgang oder der Wiederaufstieg der Liberalen.

a) Das Szenario der Katastrophe

Am 22. Oktober 1995 herrscht ab 17 Uhr im Preußischen Landtag zu Berlin aufgekratzte Stimmung. In einer Stunde werden die Wahllokale schließen, und hier am Sitz des Landesparlamentes treffen Journalisten, Prominente, Politiker und Funktionäre verschiedener Lager ein. Vor dem imposanten Landtagsgebäude sind Zelte errichtet worden, darin befinden sich lange Holztische, an denen die werten Gäste sich an Bier und Deftigem laben werden, wenn sie das Wahlergebnis erst einmal wissen. Das Foyer des Landtages und der erste Stock sind vollgestellt mit Fernseh- und Rundfunkstudios, dazwischen eingesprengt befinden sich weitere Zapfstellen für Sekt und Bier. Die gesamte Szene wird von gleißendem Kameralicht erfaßt. Das alles euphorisiert die Menschen.

In einem Sitzungsraum im dritten Stock des klassizistischen Baus sind die Tische ausgeräumt und die Stühle an den Wänden ringsherum aufgestellt wie im Wartezimmer einer großen Arztpraxis. Um viertel nach fünf versammeln sich hier die Funktionäre der FDP Berlins, der Landesvorstand und der Fraktionsvorsitzende - letzterer zugleich Spitzenkandidat. Günter Rexrodt, Bundeswirtschaftsminister und hier Landesvorsitzender der FDP, nimmt auf einem der Stühle Platz. Er ist groß und markant, trägt wie immer korrekt einen dunklen Anzug. Daß er nach Jahren in Berlin die thüringische Sprachmelodie seiner Heimat noch immer anklingen läßt, rundet das Charisma ab, das er an der Spree hatte, seit einiger Zeit allerdings verliert. Heute wirkt sein Gesicht wächsern; er läßt keinen seiner Parteikollegen an sich heran. Die sind ebenfalls dunkel-festlich gekleidet. Eine Beisitzerin ist für die anderen etwas peinlich mit einem transparenten Rock angetan. Eine andere ist so nervös, daß ihr die Zigaretten nicht ausgehen. Der Vorsitzende kommt gleich zur Sache: "Also, es sieht schlecht aus. Die Nachfragen zeigen uns bei unter drei Prozent. Das ist nicht mehr zu packen." Stille. Der Spitzenkandidat wird aschfahl. "Tschuldigung", sagt da der Minister, "ich muß jetzt dringend mit Westerwelle telefonieren. Komme gleich wieder." Und er verläßt den Raum. "Wir müssen sehen, wie es in den Bezirken aussieht.", sagt da ein Vorständler in die Verlegenheit. Ein anderer wie zu sich selbst: "Scheiße!" – "Dabei haben wir doch einen guten Wahlkampf gemacht.", ist zu hören, da rauscht Rexrodt mit Gefolge wieder herein. "Also die Stellvertreter gehen ja gleich um sechs vor die Kameras. Sie